

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 222.

Donnerstag, 23. September.

1915.

(23. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuyß.

(Nachdruck verboten.)

Der Inspektor, ein magerer, scheinbar sehr nervöser Herr, empfing die Damen in dem Gang, der hinter den Logen entlang führte. Er machte nur eine Verbeugung und ein flüchtiger Blick nahm von Magdas Schönheit Notiz, und als Magda fragte, ob er wisse, worum es sich handle, erwiderte er: „Gewiß, aber Herr Wellmann möchte Ihnen das lieber selbst sagen!“

Da fragte Magda nicht mehr.

Schweigend kletterte man eine Treppe hinunter, ging kreuz und quer durch verschiedene Korridore und dann öffnete der Inspektor eine Tür: „Konversationszimmer“ stand auf einem Schild.

Wellmann, in langem, gefleckten Baumeister Solneß-Bart, trat hastig auf Magda zu, so daß sie zunächst den schlanken eleganten Herrn, der ein paar Schritte hinter ihm stand, nicht bemerkte: „Ach, liebe Bergen, du kommst, welches Glück! Höre schnell, warum ich dich bitten ließ!“

Jetzt schob sich die Gestalt des eleganten Herrn vor: „Direktor Ohlendorf.“

Magda sah in ein ernstes sympathisches Männergesicht. Das also war der Direktor des Theaters, über dessen Mustervorstellungen es nur eine Stimme des Lobes gab. Magda neigte sich zu leichtem Gruße.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz, meine Damen“, der Direktor schob den Schwestern zwei Stühle hin.

Wellmann ward ungeduldig und lächelnd sagte er: „Sehr verehrter Herr Direktor, lassen wir ein bißchen die Galanterie beiseite, ich muß Fräulein Bergen doch unsere Bitte vortragen:“ und, sich zu Magda wendend: „Kurz heraus, denn unsere Zeit ist sehr bemessen, die Barlow, unsere Hilde, ist vorhin ohnmächtig geworden und liegt in ihrer Garderobe, sie ist unfähig, aufzutreten, nun fiel mir plötzlich ein, daß du ja im Theater sein müßtest, ich hatte dir Billets für Voge sieben geschickt. Schnell redete ich ein paar Worte mit dem Direktor, ich meinte, du würdest uns vielleicht helfen können. Du bist doch in der Hilde studiert und könntest einspringen“, er wollte weiterprechen, doch Magda unterbrach ihn: „Naß, Wellmann, es hat keinen Zweck, ich kann leider nicht helfen.“

„Aber, mein gnädiges Fräulein, ich bitte Sie, warum denn nicht. Sehen Sie, wir standen doch schon zwecks Ihres Engagements mit einem Maenten in Verbindung. Gar zu gern hätte ich mich Ihrer künstlerischen Kraft versichert. Sie verließen die Bühne und gingen damit auch uns verloren, aber ein einziges Mal können Sie doch deshalb noch auftreten. Ich weiß, in Frankfurt schieden Sie abschiedslos, müßen Sie die Gelegenheit und treten Sie in einer Ihrer besten Rollen vor unser kunstverständiges Publikum. Das erzieht Ihnen den Abschied, den Sie nicht nehmen durften.“ Eindringlich und warm klang die sonore Männerstimme.

„Besinne dich doch nicht, Magda, schnell, was kann es schaden“, ermunterte Gertrud, sie merkte, des Direktors Worte hatten die Schwester erpackt. „Dein Kostüm paßt ja gerade und kann allenfalls als Touristenan zug

gelten. Ich stecke den Rock mit ein paar Sicherheitsnadeln zurecht.“

„Nur das Gesicht noch geschminkt, dann kannst du hinaus auf die Bretter“, sprach überredend Wellmann.

Der Direktor hatte inzwischen die Garderobiere herbeigeholt, „bitte, für das gnädige Fräulein die Gastgarderobe, es ist alles vorhanden dort“, setzte er hinzu.

Magda atmete schwer: „Nein, nein, ich kann nicht, ich darf nicht, mein Verlobter —“ Weiter kam sie nicht, von allen Seiten stürmte man auf sie ein, und willenlos folgte sie der Garderobiere, eine große freudige Erregung schüttelte sie förmlich, vergessen war in diesem Augenblick, was sie Hans versprochen, sie durfte spielen, weiter dachte sie nichts. Gertrud schloß sich an, um ihre Lippen zuckte Triumph.

Hans Buckenbach, sei auf der Gut, der Theater-teufel streckt die Fingerringe aus, deine schöne Braut zurückzuholen in sein Reich! —

Die Garderobe für weibliche Gäste war sehr hübsch und bequem eingerichtet. Große und kleine Spiegel, ein bequemer Tisch, verschiedene Stühle und eine Chaiselongue befanden sich darin. Auf dem Tisch stand eine elegante, gut gefüllte Schminktassette, die hatte Fräulein Barlow hergegeben. Ebenso den einfachen Gut und den Ranz, sowie Plaid und Bergstock, die Hosen im ersten Akt für die Hilde vorgeschrieben. Hier in dieser Umgebung kam es plötzlich über Magda wie ein Erwachen. Gedanken in ihr sprangen auf und stürmten wild durcheinander. Was war sie im Begriff, zu tun?

Sie ergriff die Hand der Schwester. „Was wird Hans sagen, wenn er es erfährt? O Gertrud, du darfst es nicht leiden, daß man mich überredete!“

Gertrud lachte: „Aber, Liebling, was passiert denn Schlimmes. Es ist doch kein Verbrechen, das du begehen willst, wenn du einmal auftrittst und den Direktor vor der Verlegenheit bewahrst, die Vorstellung ausfallen lassen zu müssen. Komm flink, setze dich.“

Mechanisch gehorchte Magda. „So hier schiebe ich dir den Spiegel her, nun hänge ich dir ein Handtuch um, das ist das Schminktuch, nun los, zeig den Berlinern, wie schön Magda Bergen ist und zeig ihnen, was Magda Bergen kann.“ Da stieg es in Magda wie ein Taumel auf. Gewiß, das wollte sie. Gertrud hatte recht, was tat sie denn Schlimmes. Hans mußte sich eben mit der Tatsache, daß sie noch einmal gespielt, abfinden, vielleicht erfuhr er es überhaupt nicht; er las in den Zeitungen nur die Kennberichte und das war ja auch egal. Sie würde noch einmal auf die Bretter steigen und ihre Lieblingsrolle würde sie spielen. Und dann eine lähmende Angst, das Bühnenfieber froh über sie hin wie vierfüßige Spinnen. Sie hätte fliehen mögen. Weit fort, weit fort und dabei verteilte sie mit der Hosenträger eine zarte Not auf den Wangen und überpuderte dann das ganze Gesicht. Sie zog die Brauen hoch und tupfte mit dem kleinen Finger Not auf die Lippen. Sie tat das alles automatisch, wie immer, wenn sie sich vor irgend einer neuen großen Rolle zu-

recht machte und ihr dabei die Angst vor ihrem ersten Auftritt fast den Hals zuschnürte. Noch einen letzten Blick in den Spiegel, ein Puffen an den schimmernden Stirnlocken, Magda war bereit.

Neben dem Spiegel lag das Rollenheft. Gilde: Nelly Barlow, steht auf dem Deckel geschrieben, auch daran hatte man gedacht.

Magda blätterte flüchtig darin und schob es sogleich wieder weg. Sie war ja fest. Wenn nur ihre Angst ihr keinen Streich spielte. —

Vor der Garderobe empfing sie der Direktor. „Unsere Szenarien und Anordnungen der Regie sind, von Kleinigkeiten abgesehen, die gleichen wie in Würzburg und Frankfurt, gnädiges Fräulein, Sie dürfen also beim Auf- und Abtreten auf keine Schwierigkeiten stoßen“, versicherte er.

Sie nickte nur, sprechen mochte sie nicht, sie hatte mit sich selbst zu tun, um ruhig zu werden, ganz ruhig. Ohlendorf verstand, was in ihr vorging, so ohne besondere Vorbereitung nach monatelanger Untätigkeit vor ein erstklassiges, kritisches Publikum treten, als den Berlinern völlig Unbekannte, das war keine Kleinigkeit.

Erschrocken, wie eine Fürstin, geleitete er Magda hinter die Kulissen. „Von hier aus treten Sie auf, das andere ergibt sich ja von selbst.“

Wellmann trat heran: „Also Arm- und Beinbruch“, flüsterte er, und mit einem Male vergaß Magda Bergen völlig, wo sie sich befand. Da vor ihr, das war Wellmann, der gute, immer lebenswürdige Kollege, und sie war wieder Schauspielerin, sie standen zusammen hinter den Kulissen des Würzburger Stadttheaters und es war ihr letzter Abend in Würzburg. Ihr letzter. Und nun schwirrte ein Klingelzeichen. Der Vorhang erhob sich langsam und überall zwischen den Sofitten standen die Kollegen und Kolleginnen, und jetzt ging Wellmann — Solneß — hinaus und seine schöne, ruhige Stimme sprach. Nun kam ihr Stichwort, hinter ihr hatte sich schon der Inspektor aufgepflanzt.

Sie lächelte ihn an und schüttelte dabei den Kopf, das hieß: Ich brauche deine Hilfe nicht, und nun — nun stand sie selbst draußen in der Helle und redete, und die Magda Bergen fiel völlig von ihr ab, nur die Gilde blieb. Und als sich der Vorhang nach dem ersten Akt senkte, da brauste drunten aus dem Zuschauerraum ein Beifallssturm auf und mit glückstrahlendem Gesicht neigte sich Magda Bergen wieder und wieder.

Ehe sich der Vorhang zum zweiten Akt hob, trat der Direktor vor die Rampe. Atemlose Stille empfing den bekannten Theatermann.

Er begann zu sprechen.

„Meine Herrschaften! Fräulein Barlow ist plötzlich erkrankt, ein zufällig im Theater anwesende Frankfurter Schauspielerin, eine unserer momentan besten Ibsen-Darstellerinnen, sprang freundlich für die Erkrankte ein.“

Er verbogte sich und wollte wieder hinter den Vorhang treten. „Namen, Namen“, scholl es zu ihm auf.

Er verbogte sich abermals: „Fräulein Magda Bergen übernahm die Rolle Fräulein Barlows.“ Magda hatte sich in der Pause sofort in die Garderobe begeben, Gertrud, die während des ersten Aktes wieder die Loge aufgesucht hatte, stürzte in die Garderobe: „Magda, Herzenskind“, sie zog die Jüngere in die Arme, „Herrgott, bin ich stolz auf dich, das Publikum ist begeistert, hingerissen.“

Der Direktor kam und küßte ihr die Hände, Wellmann klopfte ihr kameradschaftlich auf die Wange und murmelte: „Eine Affenshande, daß etwas heitret, Ibsen drohte sich ja im Grabe um, wenn er dies wüßte.“ Und die anderen Mitwirkenden kamen später auf sie zu schüttelten ihre Hände.

Und der letzte Akt ging zu Ende. Gildes Schreie klang auf: „Mein — mein Baumeister!“ Da twentten die diamantgeschmückten Damen und ein Erschauern vor solch hoher Künstlerkraft glitt durch das Auditorium und man schrie, man raste.

„Bergen! Bergen“, gewaltig wälzte sich der Name empor zur Bühne und droben stand Magda und helle

Tränen des Glücks funkelten in ihren Augen. Und dann: „Bei uns bleiben! In Berlin bleiben!“ Klang es. Wellmann raunte: „Volksstimme, Gottesstimme.“

Endlich saß Magda in der Garderobe und schminke sich ab. Die Garderobiere war um sie herum und sah mit scheuen, staunenden Augen auf die schöne Magda Bergen, die das kühle Publikum zu so fanatischem Beifall hingerissen.

Die Barlow hatte sich inzwischen soweit erholt, um in einer Droschke heimfahren zu können, sie saß während des letzten Akts auf einem Stuhl zwischen zwei Kulissen und als Magda an ihr vorbeiging, hatte sie ihr die Hand gedrückt und mit mildem Lächeln gesagt: „Seit ich Magda Bergen spielen sah, weiß ich, wie klein mein Können ist.“ Das war das höchste Lob, diese neidlose Anerkennung.

Gertrud brachte Schal und Umhang und der Direktor geleitete die Damen zu einer Automobil-Droschke. „Sie haben mich nicht nur zu großem Dank verpflichtet, mein gnädiges Fräulein“, sagte er beim Abschied, „sondern mir alten Praktiker auch durch Ihr Spiel einen großen Genuß bereitet, ich werde mir erlauben, Sie morgen aufzusuchen, um meine Schuld bei Ihnen zu begleichen.“

Magda lachte: „Haben Sie mir Honorar zugeordnet, Herr Direktor?“

„Nun das ist doch selbstverständlich, aber auch über etwas anderes möchte ich mit Ihnen sprechen.“

„Bitte, auf Honorar verzichte ich, es war mir eine Freude zu spielen und ich fühle mich genug durch den Beifall des Publikums belohnt, überweisen Sie das Honorar bitte der Pensionskasse der Schauspieler.“

„Gerne, aber trotzdem muß ich mit Ihnen reden, Ihre Adresse weiß ich. Also auf Wiedersehen morgen.“

Magda wußte, was Direktor Ohlendorf von ihr wollte. Ein Engagement am Ibsen-Theater für den Herbst wollte er mit ihr abschließen. Wellmann hatte es ihr vorhin zugestimmt. Den Gang konnte sich der Direktor sparen, sie war Graf Rudenbachs Braut und am zwanzigsten fand ihre Hochzeit statt, und Hans wollte keine Frau, die der Bühne angehörte.

Der Ruf: „Dableiben! In Berlin bleiben!“ klang gleich Siegesfanfaren noch immer in ihrem Ohr nach, und zum ersten Male dachte sie fast mit einem leisen Schuß von Haß an Hans Rudenbach. Warum sollte sie als seine Frau der Bühne nicht treu bleiben. —

(Fortsetzung folgt.)



Die Arbeit ist der Fluch, mit dem der Himmel die Menschen gesegnet hat. Silbert

Belagerung in Tsingtau.

Aus einem Briefe. (Original.)

— — — Nun will ich Dir erzählen, wie es mir während unserer Belagerungsperiode in Tsingtau ergangen ist.

Nachdem bereits am 2. August unsere Reserven in ganz China einberufen waren, wurde am 9. August auch die Landwehr und die Ersatzreserve eingezogen; zur letzteren gehörte ich. Nach 14tägiger Ausbildung werde ich, der ich bereits mit dem Gewehr Mod. 98 umzugehen verstand, der 7. Landwehrkompanie zugeteilt und kam gegen den 20. August in eins der vorgeschobenen Infanteriewerke. Zuerst, als vom Feind noch nichts zu sehen war, wurde unsere Ausbildung im Werk fortgesetzt; zur Hauptsache waren wir aber damit beschäftigt, die letzte Hand an die Instandsetzung der Werke zu legen und Hindernisse zu bauen. Während dieser Zeit waren mehrere aktive Kompagnien als Vorhut ins Gelände gesandt und hatten schwer unter der damals sehr ungünstigen Witterung zu leiden. Es regnete wochenlang so stark, daß unsere mühsam errichteten Verteidigungsstellungen enorm mitgenommen wurden. Unsere Bäckräume und Blockhäuser der Infanteriewerke wurden mehr als einmal vollkommen unter Wasser gesetzt. Dabei war es in den niedrigen Rasematten vor Hütten

und Moskito's kaum auszuhalten, und doch haben wir länger als 2 Monate darin gehaust, ohne umzukommen. Man kann doch mehr aushalten als man denkt.

Beim Heranrücken des Feindes hielten dann zuerst die Truppen im Vorgelände denselben wochenlang auf, doch mußten sie sich schließlich hinter die Linie unserer Werke zurückziehen, und von dem Tage ab setzte unsere eigentliche Tätigkeit ein, vornehmlich mit Patrouillen, die oft recht gefährlich waren und enorme Anforderungen an Körper und Geist stellten. Einmal war ich 14 Tage lang von nachts um 12 Uhr bis zum nächsten Mittag um 12 Uhr draußen und mußte während dieser Zeit immer auf derselben Stelle auf dem Bauch liegen und scharf beobachten. Bei einer Patrouille wurde der Deutnant, der uns führte, erschossen und einen sterbenden Kameraden brachte ich aus dem feindlichen Feuer in Sicherheit. So ging das fort bis zum 31. Oktober. Dann setzte die Beschließung unserer Werke ein von der feindlichen Landfront aus und am 6. November waren unsere Befestigungen derart zusammengebrochen, daß wir, als dann die Japaner zum Sturm ansetzten, nur noch geringen Widerstand zu leisten vermochten und, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, die Festung, wenn man Tsingtau als solche bezeichnen darf, übergaben. Trotzdem hat bei dem Sturm noch so mancher gute Freund und Kamerad sein Leben eingebüßt. Ich bin wie durch ein Wunder ganz unverletzt geblieben, obgleich ich mehr als einmal in unmittelbarer Lebensgefahr schwebte. Abgesehen hat die japanische Artillerie gute Arbeit verrichtet, während die Infanterie nicht besonders schoß. Zu bewundern ist aber, wie sich der Feind bis an unsere letzten Hindernisse herangegraben hatte, nicht achtend der großen Verluste, die er dabei erlitten. Der Japaner ist entschieden ein sehr tapferer Soldat.

Am 7. November wurden wir von Tsingtau abgeführt und wurden am 12. nach Japan eingeschifft. Am 17. kamen wir hier in Marugame an. M. ist ein kleiner Ort an einem Binnensee auf der Insel Sidoku. Wir sind mit ca. 300 Mann in einem Tempel untergebracht; diese Unterkunft kann als genügend gelten, obwohl wir auf Matten auf der Erde schlafen. Unzureichend ist dagegen die Verpflegung; wer da nicht mit eigenen Mitteln ausbessern kann, ist schlecht daran. Und vor allem mangelt es uns an Bewegungsfreiheit. Aber die Deutschen, die als Gefangene unserer Feinde in Europa sind, sind ja noch viel schlimmer daran; so wollen wir auch nicht weiter klagen und dankbar sein für jede gute Nachricht vom heimischen Kriegsschauplatz. Wenn man da doch mitmachen könnte! Aber statt dessen muß man untätig hier sitzen und kann über seine Zukunft nachdenken. Daß der Krieg für uns günstig auslaufen wird, daran ist ja wohl gar nicht zu zweifeln.

Wie sich meine Zukunft nach dem Krieg gestalten wird, weiß ich noch gar nicht. Unsere Firma in Tsingtau ist geschlossen. Chef und Angestellte sind in Gefangenschaft mit Ausnahme eines einzigen, der Norweger ist. Wahrscheinlich werde ich auch nicht wieder bei F. S. u. Co. eintreten. Mein gesamtes Eigentum in Tsingtau kann ich übrigens als verloren betrachten, da ja niemand da war, der hätte aufpassen können. Aber so geht es den meisten Tsingtauern. Ich muß mich also mit denen trösten und hoffen, daß mir wenigstens ein Teil später ersetzt werden wird.

PS. Wir dürfen monatlich nur 2 Briefe à 3 Doppelbogen schreiben oder für jeden Doppelbogen zwei Karten. — — —



Aus der Kriegszeit.

Preussische Soldatenkinder. Wenn jetzt die Kronprinzessin die Teilnahme weiterer Kreise für die Sicherung der Zukunft der „Kriegskinder“ aufruft, so erinnert das lebhaft an jenes Kapitel der preussischen Armeegegeschichte, das „Soldatenkinder“ überschrieben ist, und unter den Königen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich d. Gr. so manche Sorge an allerhöchster Stelle verursachte. Nach den interessantesten Mitteilungen des Divisionspfarrers Erich Schildt im „Archiv der Brandenburgia“ war die Zahl der Soldatenkinder im preussischen Heere erstaunlich groß, weil das Heiraten der Unteroffiziere und Gemeinen „zur Steigerung der Population“ von oben her in jeder Weise befördert wurde. Der reformierte Stabsfeldprediger Daniel Küster, ein Teilnehmer des Siebenjährigen

Krieges, rechnete im Durchschnitt auf je 1000 Mann 500 Kinder, so daß nach seiner Meinung gegen Ende der Regierung Friedrichs des Großen „die auf 200 000 Mann angestiegene Armee gewiß 100 000 Söhne und Töchter zählte.“ Schon im Jahre 1740 hatte das aus dem Potsdamer Nieseregiment nach seiner Auflösung hervorgegangene Grenadier-Garde-Bataillon allein 534 Kinder. Und eine „Seelenliste“ der Berliner Garnison vom Jahre 1776 berechnet deren Stärke ohne die Beurlaubten, die mit ihren Frauen und Kindern auf dem platten Lande lebten, auf 18 052 Köpfe, wozu 5526 Soldatenfrauen mit 8862 Kindern gehörten. Diese Soldatenfrauen und Soldatenkinder wurden bis zur Umgestaltung des Heeres in und nach der Franzosenzeit als zur Armee gehörig betrachtet. Ihr Leben und Treiben wird in R. Fr. v. Mödens Jugenderinnerungen und anderen Selbstbiographen der Zeit anschaulich geschildert. Es war ein ziemlich ausgelassenes junges Volk, das in den sog. Regiments- oder Garnisonschulen nach der friderizianischen Anweisung „nicht zu gelehrten, sondern nur vernünftigen Christen“ erzogen werden sollte, die nach dem Bürgerideal jener „guten alten Zeit“ Gott und ihrem Landesherren gehorchten und „einen Wandel führten, der Gott und Menschen wohlgefiele.“ Der Unterricht dieser Soldatenkinder war weit besser als der in den friderizianischen Landschulen. Es wird stets eine Merkwürdigkeit in der Geschichte der deutschen Volkserziehung bleiben, daß bei diesen Regiments- und Garnisonschulen zu Berlin und Potsdam die Durchführung der Erziehungsideale Rousseaus, Jean Pauls und Pestalozzis zuerst außerhalb der höheren Schulen praktisch versucht wurde. Besonders war es den rastlosen Bestrebungen des berühmten Pädagogen Eberhard v. Reckow auf Reckow zu verdanken, daß die Soldatenkinder der sterbenden alten Armee die ersten preussischen Volksschüler waren, die nach „modernen“ Grundsätzen erzogen wurden.

Englands Schrei nach dem Erfinder. Unter dem bezeichnenden Titel „Wodurch wir den Krieg gewinnen können“ veröffentlicht der „Daily Chronicle“ einen in sehr dringlichen Tönen gehaltenen Artikel über die Mängel der technischen Abteilungen des englischen Militär- und Verwaltungssystems. Das Londoner Blatt, das sich schon seit langem genötigt sieht, sozusagen zwischen den Zeilen eine schöne Hoffnung nach der anderen zu begraben, hat nun endlich herausgefunden, was den Engländern zur Erlangung des Sieges fehlt: die Arbeit der Erfinder! Laßt unsere Erfinder zu Worte kommen, ruf das Blatt, und wir werden schließlich den Sieg erringen. „Die wichtigste Lehre“, heißt es, „die wir Engländer aus einem Jahre des Krieges zu schöpfen haben, ist die Erkenntnis der außerordentlichen Wichtigkeit von Erfindungen zur Verbesserung der Kriegsführung. Unglücklicherweise haben wir dieses Gebiet bisher vollkommen unterschätzt und vernachlässigt. Die Überlegenheit der Deutschen in dieser Beziehung ist vielfach zutage getreten, und sie ist das Resultat der Aufmunterung und Unterstützung, die Deutschland seinen Erfindern in den Zeiten des Friedens zuteil werden ließ. So kommt es, daß der Gegner über neue Mittel verfügt, auf die wir in keiner Weise vorbereitet waren. Die gewaltigen deutschen Belagerungsgeschütze und die österreichischen Motorbatterien haben die Bezwingung des belgischen Gebietes ermöglicht; die deutschen Unterseeboote haben sich als außerordentlich wirksam erwiesen. Es ist unsere Pflicht, irgend etwas zu finden, um dem Gegner zu begegnen und ihn zu schlagen. Wir müssen nicht nur bestrebt sein, den neuen Kampfmitteln, die die Deutschen sicherlich weiterhin gegen uns vorbereiten, vorauszuweichen, wir müssen selbst neue Kampfmittel erfinden, um den Gegner zu überraschen und zurückzutreiben. Als der Krieg begann, erscholl in ganz England der Schrei nach Rekruten, und jeder geeignete Mann konnte sich zum Dienste anbieten. Wenn aber ein Techniker seine Erfindung zur Verteidigung des Vaterlandes vortreiben wollte, so mußte er erkennen, daß es niemand gab, der ihn anhören und ein Urteil fällen wollte. Erst nach dem Verlauf eines langen Kriegsjahres hat die englische Regierung zwei Ämter zur Beurteilung und Berichterstattung für Erfindungen eingerichtet. Die Ämter sind mit Professoren und Männern der Wissenschaft besetzt — aber leider sollen diese Leute nur beurteilen; wo bleiben die Erfindungen? Ohne Unterstützung ist eine erspriessliche Tätigkeit von Erfindern nicht denkbar.“ In dieser Weise fährt „Daily Chronicle“ fort, bis er sich auf die Ehre Englands bezieht und fund und zu wissen gibt, daß im Verlaufe des ersten Kriegsjahres 1000 Patente für Er-

findung von Kampfmitteln zuerkannt wurden. Dies ist ein grober Widerspruch, es sei denn, daß die englischen „Erfindungen“ sich als wertlos erwiesen haben. Der Schrei nach Refruten hat nichts genützt — der Schrei nach dem Erfinder wird wohl kein besseres Resultat haben.

Wie Parlamente sterben. Wieder einmal ist mit der Duma ein Parlament durch brutalen Eingriff des bureaukratischen Absolutismus kalt gestellt worden, an das sich im eigenen Lande und draußen Hoffnungen und Entwürfe einer freieren Zukunft knüpften. Es ist nicht die erste Versammlung von Volksvertretern, die so nach Hause geschickt wurde. Die älteste Gewalttat dieser Art mußte sich — es ist das wirklich eine Ironie der Weltgeschichte — das englische Volk gefallen lassen, das so stolz darauf ist, den modernen Parlamentarismus geschaffen zu haben. Die Stuarts Karl I. und Karl II. haben, allerdings nicht zu ihrem Heile, mehrere Parlamente gewaltsam *ad calendas graecas* vertagt, und das war immerhin noch ein mildes Verfahren gegenüber dem kurzen Prozeß, den der rauhe Cromwell mit seinem unbotmäßigen „Cromwell-Parlament“ machte: er ließ ganz im Stile Nikolaus II. bei der berühmten „Prides Reinigung“ durch den General seiner „Eisenseiter“ Pride die Führer der Opposition verhaften und den Rest durch Militär auseinanderjagen. Etwas später sprang der junge Ludwig XIV. in einer viel erzählten dramatischen Szene, deren geschichtliche Wahrheit nach Ranke zu Unrecht bezweifelt worden ist, sehr übel mit der letzten französischen Ständevertretung vor den Revolutionsparlamenten um. Das war freilich nicht völlig etwas wie ein Parlament im modernen Sinne, aber doch eine Art Herrenhaus und jedenfalls nach Schloßers gelegentlichem schönen Ausdruck „das Gewissen der Nation“. Als also jenes Parlament einmal die Registrierung eines königlichen Befehls verweigerte, trat der 15jährige König, wie er war, im Jagdanzug, die Reitpeitsche in der Hand, in den Sitzungssaal und machte den Allongeperrücken den Standpunkt des „l'Etat c'est moi“ klar, worauf er sie der Einfachheit wegen gleich für immer nach Hause schickte. Bekannt ist es, wie der erste Napoleon mit Karitätsfäden das letzte Überbleibsel des Revolutionsparlaments zersprengte, ihn hatte sich vielleicht der frühere Schach von Persten zum Vorbild genommen, als er einen in der Geschichte des Parlamentarismus bisher einzig dastehenden Tod für das ihm aufgedrungene Parlament ersann. Er ließ 1808 seine Kosakenbrigade mit Geschützen auffahren und der versammelten Volksvertretung das Haus über dem Kopfe zusammenstürzen. . . . Ganz im Duma-Stil gehalten war schließlich der Staatsstreich des dritten Napoleon vom 2. Dezember 1852, wo die Generale St. Arnaud und Canrobert die „gefährlichsten“ Abgeordneten einfach in der Nacht verhafteten und die Gefürchteten ebenso schnell auf die Reise nach Cahenne schickten, wie die Dumamitglieder jetzt nach Sibirien wandern. Aber solch gewalttames Erdrosseln von Parlamenten ward bisher noch immer „eine Untreue, die den eigenen Herrn schlägt“ —, was wir freilich ruhig mitansehen können.

Kleist und Bismarck. Wie Schiller unser Nationaldichter im Kriege 1870 war, so ist Heinrich von Kleist der deutsche Nationaldichter des Weltkrieges geworden. Darauf weist in eindringlichen Worten Julius Vab in seinem kürzlich bei Neuf u. Zita in Konstanz erschienenen Buch „Preußen und der deutsche Geist“ hin und schlingt dabei ein eigenartiges Geistesband zwischen diesem dichterischen Führer unseres Volkes und dem größten politischen Vorbild der Nation, zwischen Kleist und Bismarck. In überraschender und schlagkräftiger Weise wird hier die bisher noch kaum beachtete enge Verwandtschaft der beiden Genien nachgewiesen. Stammen doch beide aus jenen pommersch-märkischen Adelsgeschlechtern, auf denen seit 300 Jahren die preussische Staatsarbeit ruht, sind doch die Familien der Kleist und der Bismarcks miteinander verwandt. „Zweimal wurde aus der Mitte dieser bald schwachen und bald starken, bald bornierten, bald begabten aber sehr durchschnittstichtigen Menschenklasse ein Genie geboren: erst ein Dichter und dann ein Staatsmann. Als aber der Dichter daran ging, den Staatsmann, wie er in seinem Blute lebte, in seinem Geist sich spiegelte, vorbildlich darzustellen, da konnte er gar nichts anderes tun, als jenen gewaltigen darstellen, der bald aus gleichem Blute und gleichem Geist geboren werden sollte. Und so hat Kleists Phantasie tatsächlich den Otto von Bismarck sechs Jahre vor seiner Ge-

burt geschaffen.“ Vabs geistvolle und überzeugend vorgebrachte Anschauung ist es nämlich, daß Kleists Hermann Otto von Bismarck ist, der gedichtete Befreier und Einiger der Deutschen, ein mit künstlerischer Sehergabe vorausgesehenes Bild des wirklichen Gründers des neuen Deutschen Reiches. „Zu beweisen ist das ungefähr mit jeder Zeile, die der Kleistsche Hermann spricht, mit jeder seiner Geberden und seiner Handlungen, denn überall gibt es in Bismarcks Worten und Taten Erscheinungen von der verblüffendsten Ähnlichkeit.“ Wie Bismarck ist Kleists Hermann in allen Lebensübungen geübt, ein Mann, der nach einem Wort Bismarcks „die Jagd eigentlich für den natürlichen Zustand des Menschen hält“, Freund eines guten Trunkes, bei dem sich doch das Gewalttätige mit den zartesten Nerven vereint. Wie könnte Bismarcks Verhältnis zu seiner Frau besser geschildert werden als mit dem Wort Hermanns, der seine Frau als ein echter Deutscher „mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht“ liebt; und doch liegt bei beiden ein scherzhaft väterlicher Ton in ihren Liebesgesprächen. Wie im Menschlichen, sind sie in ihrer politischen Technik ähnlich. „Wie gleich im Anfang Hermann die deutschen Fürsten, die ihn aushoren wollen, durch sein Schweigen zum Reden bringt, um sie dann plötzlich mit einer gewaltigen Offenheit seines Willens zu überrumpeln und durch einen plötzlichen Abbruch der Verhandlungen in Spannung zu lassen — so hat Bismarck mit Napoleon und Palmerston mit dem Jaren und mit Veust verhandelt. So wie Hermann den Legaten, der das herustische Heer römisch eformieren will, unter beständigen Äußerungen seines Beifalls an der Ausübung seiner Tätigkeit hindert, so hat Bismarck in der Luxemburger Affäre eine Erklärung Benedettis, die Krieg bedeutet hätte, erstickt. Und so wie Hermann zum Ausbruch des Volksunwillens dem Boten empfiehlt, den Schandtaten der Römer noch zu übertreffen, so hat Bismarck, als ihm der Krieg nötig erschien, aus der Emser Depeche seine „Kankare“ stilisiert. . . . Dies aber ist der Kern im Wesen der beiden genialen Staatsmänner, daß sie ganz von einer ungeheuren Sachlichkeit erfüllt sind, von einem nicht zu verwirrenden Gefühl, das gegenüber dem einen, was sie für not halten, kein Strupel, keine Bedenken und Einschränkungen, keine Sentimentalität der Liebe oder des Hasses gelten läßt.“ Beiden gemeinsam ist der unerschütterliche Glaube an ihre Tat, die ungeheure Einsamkeit, in der sie unbeirrt ihren Weg zum Ziele schreiten. So zeigt Kleist, der Zeitgenosse und Schicksalsbruder jener Männer, die in den Befreiungskriegen das neue Preußen schufen, in der Vorgefalt seines Hermann, daß der Mann in ihm lebt, der Preußens Geschick zum Schicksal Deutschlands machen sollte: Bismarck.

Eine amerikanische Farm „mit allem Komfort der Neuzeit“. Ein amerikanischer Farmer, Charles Ferguson, hat sich in seinem im Staate New York gelegenen Dorfe mit Hilfe eines kleinen Wasserfalles eine elektrische Einrichtung geschaffen, die ihm fast alle Bequemlichkeiten der Großstadt bietet. Seine Wasserkraft besteht aus einem Fall von 3 Meter bei einem Quantum von 400 Liter in der Minute. Ein einfaches, selbst konstruiertes Wasserrad setzt ihm diese Kraft in eine Viertel Pferdestärke um, die er mit Hilfe einer Dynamomaschine und einiger Akkumulatoren seinen häuslichen Zwecken dienstbar machte. Er führte Leitungsdrähte überall im und am Hause entlang, so daß er von den zahlreich angebrachten Schaltstellen mittels Steckbusen überall Strom entnehmen kann. Die Einrichtung liefert ihm die Beleuchtung innerhalb und außerhalb des Hauses, eine elektrische Nähmaschine kann jederzeit in Betrieb gesetzt werden, ebenso das elektrische Bügeleisen und sonstige Behelfe in der Wirtschaft. Daneben betreibt Ferguson eine Hühnerzucht mittels elektrischen Brutofens, bei Reparaturen hilft ihm ein elektrischer Lötkolben, und wenn er sich erkältet hat, tritt der elektrische Heizwärmer in Tätigkeit. Die Krone des Ganzen sind aber die Einrichtungen für den Frühstückstisch. Hier wird der Kaffee elektrisch gekocht, das Brot elektrisch geröstet, und sogar die Eier werden elektrisch gebacken. Daß er sich seine Zigarre mit dem elektrischen Zünder in Brand setzt, versteht sich demnach von selbst. Von Hause aus in technischen Sachen bewandert, hat Ferguson alle Leitungen usw. selbst angelegt, die Reparaturen besorgt er selbst, und wenn auch die Anschaffungen einiges Geld gekostet haben, so hat er doch den Betrieb so gut wie unsonst und braucht nicht immer ängstlich an den Zähler und an die Rechnungen zu denken.